

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 83 (2012)
Heft: 2: Haus mit Aussicht : Lebensqualität für Menschen mit Demenz im Heim

Artikel: Fremdplatzierung - mehr Rettung oder mehr Zumutung? : "Wow, hier gibt es ja genug zu essen"
Autor: Baumann, Alice / Messerli, Ursula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803742>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fremdplatzierung – mehr Rettung oder mehr Zumutung?

«Wow, hier gibt es ja genug zu essen»

Wann ist es angebracht, ein Kind aus seiner Familie zu nehmen und es in einer Institution zu platzieren? Wann kann dieser Schritt die Integration eines Jugendlichen in die Gesellschaft fördern, wann erschwert er sie eher? Der Fachverband Integras suchte an einer Tagung nach Antworten.

Von Alice Baumann und Ursula Messerli

«Irgendwann ist aus Isabellas Leben ein Weiterleben geworden. Weiter leben in der Sehnsucht, dass alles wieder so wird, wie es nie war.» Dieses Zitat stammt aus einer Performance, die im Januar an der Tagung des Fachverbands für Sozial- und Sonderpädagogik, Integras, aufgeführt wurde. «Fremdplatzierung: Ultima Ratio», so lautete der Titel der Tagung. Das vorgetragene

Die richtige Deutung der oft ambivalenten Signale von Kindern ist ein zentrales Qualitätskriterium.

Zitat lässt erahnen, welche Erschütterung ein junger Mensch erfährt, der enturzelt wird und eine Familie verlassen muss, die vielleicht nie eine war. Der Wissenschaftler Klaus Wolf von der deutschen Universität Siegen, Professor für Erziehungswissenschaft und Sozialpädagogik, stellte sein Referat unter den Titel «Fremdplatzierung zwischen Rettung und Zumutung». Allein schon dieser Titel bringt viele Aspekte der Thematik auf den Punkt: Wann handelt es sich um eine positive und konstruktive Intervention, und wann ist eine Fremdplatzierung der falsche Eingriff? Nach Wolfs Erfahrung und aus der Perspektive professioneller Sozialer Dienste ist die Fremdplatzierung oft der letzte, scheinbar unvermeidbare Schritt, mit dem Behörden auf extrem ungünstige Entwicklungsbedingun-

gen von Kindern in ihrer Familie reagieren. Oft haben ambulante Interventionen keine nachhaltige Verbesserung bewirkt. Und die Verhältnisse sind so problematisch, dass Gerichte in das durch Grundrechte gut geschützte Elternrecht eingreifen. Im Bewusstsein, dass die Fremdplatzierung sehr hohe Kosten verursacht, wird am Ende einer Kette verschiedener erfolgloser Interventionen reagiert – im Sinn eines letzten Auswegs. Dahinter sieht Klaus Wolf verschiedene Logiken und Bedürfnisse.

Kinder sprechen anders als Erwachsene

Authentische Aussagen von Kindern zitierend, kam Wolf zur Einsicht, dass amtliche Besucher den Kindern genau zuhören und sie besser beobachten sollten. Erst danach sei eine Interpretation der angetroffenen Situation angebracht. Wie Wolf erläuterte, wenden Kinder und Erwachsene eine andere Sprache an. Wirkt die Sprache der Erwachsenen eher logisch und vernünftig, so thematisieren Jugendliche oft Dinge, die ihnen naheliegen, beispielsweise den Aspekt des Mangels respektive der Fülle: «Wow, hier gibt es ja genug zu essen», könnte eine typisch kindliche Reaktion sein. Damit sei aber noch lange nicht gesagt, wo das Kind seinen Lebensmittelpunkt haben wolle.

In Deutschland kommen pro Jahr 80 gefährdete Kinder in hoch belasteten Familien ums Leben.

«Die gleiche Situation kann einerseits Rettung und doch Zumutung sein», befand Professor Wolf und erklärte: «Wie die Kinder etwas empfinden, kann man ganz einfach verstehen, wenn man ihnen richtig zuhört. Wenn die Kinder Mangel erlebt haben, schauen sie sich das nächste Feld immer aus diesem Aspekt an.» Erwachsene sollten die Bedürfnisse der Kinder immer in den Mittelpunkt stellen. Denn über allem stehe die Berücksichtigung von Faktoren, die eine gute Entwicklung des

>>

Kindes fördern könnten. Es gebe durchaus Massstäbe, mit denen Entscheide geprüft werden könnten, unterstrich Wolf und riet, folgende Fragen zu stellen:

- Wie erleben die Kinder das Leben in hoch belasteten Familien, die ambulanten Interventionen, den Übergang, das Leben in den Einrichtungen und die weiteren Wechsel?
- Was erleichtert ihnen die Bewältigung der dabei auftretenden kritischen Lebensereignisse, was erzeugt zusätzliche Belastungen?

Kinder brauchen Sicherheit und Berechenbarkeit

Wer sich solche Fragen stelle, stosse auf vielschichtige und oft hoch ambivalente Gefühls- und Erlebnismuster der Kinder. Ei-

Nicht die Auffangbecken der Gesellschaft

Sozialpädagoge Martin Bässler von der Stiftung Gott hilft erläuterte an der Tagung die Perspektive aufnehmender Institutionen. Seine Erfahrung zeigt: Eine Fremdplatzierung zum passenden Zeitpunkt kann die richtige Intervention sein. Allerdings sei die Unterbringung in einer Einrichtung nie ein Ersatz für eine gut funktionierende Familie: «Doch wenn diese Familienstruktur Risse bekommt, muss gehandelt werden!» Der Sozialpädagoge unterscheidet zwischen guten und schlechten Massnahmen. Als Beispiel nannte er einen 12-jährigen Jugendlichen, der Schwierigkeiten in der Schule und mit dem Kiffen hatte, worauf seine Eltern Hilfe suchten. Der Jugendliche wurde während zweieinhalb Jahren in einem Heim platziert, machte dort den Schulabschluss und konnte sich danach wieder in seine Familie integrieren. Ein anderer Jugendlicher war mässig tragbar zu Hause, in der Schule schwierig, jedoch normal begabt. Aus diesem Grund wollte die Gemeinde keine Heimeinweisung machen. Man stützte ihn mit ambulanten Massnahmen, was jedoch misslang. Im 9. Schuljahr eskalierte die Situation: Es kam zu einer überstürzten Platzierung. Eine angefangene Lehre brach der Jugendliche ab, es folgten mehrere Stellenwechsel. Eine frühzeitige Platzierung wäre hier Erfolg versprechender gewesen, befand Bässler und betonte: «Zum richtigen Zeitpunkt ist die Chance für eine Reintegration grösser.» Zum falschen Zeitpunkt hingegen habe das Kind bereits Resistenzen entwickelt. Zudem sei die Beziehung zum Herkunftsmilieu oft schon kaputt. Längerfristig ergäben sich so höhere Kosten bei der IV oder beim Sozialamt.

Nicht erst als letzte Möglichkeit

Das Problem sei das historische Erbe der Heime, gab Martin Bässler zu bedenken: die Last früherer, ideologisch bedingter, radikaler Fremdplatzierungen. Ein Kind fremdzuplatzieren, dürfe heutzutage nicht mehr als «versorgen» gesehen werden. Die heutigen Institutionen hätten professionelle Angebote, sie seien keine Versorgungsinstitutionen mehr und auch nicht das Auffangbecken der Gesellschaft. «Wir müssen genau hinschauen und herausfinden, was ein Kind oder ein Jugendlicher braucht. Eine Fremdplatzierung sollte nicht erst als letzte Möglichkeit in Betracht gezogen werden.»



Zimmer aufräumen im Kinderheim: Ein neuer Lebensort ist immer eine gravierende Umstellung für die Fremdplatzierten.

Foto: Maria Schmid

nige empirische Untersuchungen zum Aufwachsen bei psychisch kranken Eltern, zum Wechsel in die Heimerziehung nach einer sozialpädagogischen Familienhilfe und zu biografischen Verläufen von Pflegekindern lieferten hierzu wichtige Antworten, so Wolf. Es sei ganz klar nötig, in langen biografischen Linien zu denken. Die Beteiligung der Kinder und die richtige Deutung ihrer oft ambivalenten Signale sei ein zentrales Qualitätskriterium. Und die Produktion von ständiger Unsicherheit und Diskontinuität sei extrem ungünstig. Betrachte man diese Ergebnisse, so ergebe sich unter dem Strich keine einfache «Bauernregel», mit der über den Verbleib oder die Fremdplatzierung von Kindern entschieden werden könne. Es gehe vielmehr darum, Kriterien festzulegen, welche die komplexen Abwägungsprozesse auf eine überprüfbare Grundlage stellten. Wenn Justiz, Politik und Soziale Dienste es gemeinsam besser machen wollten, so sei es unabdingbar, sich als Erstes zu fragen, was wir den Kindern garantieren könnten. Kinder haben laut Wolf folgende Bedürfnisse:

- Das Bedürfnis nach Verantwortung und Selbstverwirklichung.

- Das Bedürfnis nach sicheren Bindungen.
- Das Bedürfnis nach freundlicher Interaktion und Anregung (das sei oft sehr schwierig in Institutionen).
- Das Bedürfnis nach Sicherheit, Stabilität und Berechenbarkeit.
- Physiologische Grundbedürfnisse.

Als wichtigsten Punkt erachtet Wolf das Bedürfnis nach Sicherheit, Stabilität und Berechenbarkeit. Bei Kindern in schwierigen Verhältnissen bestehe oft eine grosse Unsicherheit. Dies sei eine schlechte Basis. Als mögliche Interventionsmodelle empfiehlt Wolf den Erwachsenen, ihr Erziehungsverhalten zu optimieren, Belastung von den Kindern wegzunehmen, stattdessen Schutzfaktoren zu verstärken,

sowie, erst an dritter Stelle, die Schaffung eines anderen Lebensortes auf Zeit oder auf Dauer. Der dritte Punkt sei eine äusserste Massnahme und diene den Erziehern, betont Wolf: «Wir Erwachse-

«Wir dürfen Kinder nicht über Jahre in der Warteschleife lassen.»

nen brauchen diese letzte Option als eigene Möglichkeit.»

Todesfälle als Abschreckung

Klaus Wolf vermochte sein Publikum durch das Zitieren von Kinderbotschaften, aus denen Angst sprach, und von persönlichen Schicksalen zu fesseln. Einprägsam war seine Information, dass in Deutschland pro Jahr rund 80 in hoch belasteten Familien gefährdete Kinder ums Leben kommen. Seiner Betroffenheit verlieh Wolf mit folgender Aussage Ausdruck: «Wer als Vertragspartner so etwas erlebt, wird nie mehr sagen: ambulant vor stationär.» Klaus Wolf brachte auch die Essenz von Untersuchungen mit, welche erfassten, wie Kinder und Jugendliche sowie deren Eltern die im Vorfeld der Heimunterbringung erbrachten ambulanten Leistungen beurteilten. Hier einige Erkenntnisse:

- Rund 50 Prozent der Eltern und Kinder sind zufrieden mit der ambulanten Hilfe, obwohl es anschliessend zu einer Heimunterbringung kam.
- Bei den stationären Hilfen waren nur 35 Prozent der Eltern, aber 67 Prozent der Kinder mit dem Hilfeverlauf zufrieden. Gemeint war: Das Gute in Heimen überwiegt.
- 75 Prozent der Kinder und 50 Prozent der Erwachsenen beantworten die Frage, ob eine frühere Einweisung gut gewesen wäre, mit Ja.

Interessanterweise gehen die Bedürfnisse der Beteiligten weit auseinander: Erwachsene erhoffen sich von den ambulanten Hilfsmassnahmen vor allem die Stabilisierung der familiären Situation. Kinder aber streben nach der Entwicklung einer eigenen Lebensperspektive.

Der neue Lebensort sei immer eine gravierende Umstellung für die Kinder, betont Wolf. Das Kind stelle sich laufend die gleichen Fragen: Ist dies eine Strafe? Handelt es sich um eine Krisenintervention? Soll dies meine neue Heimat sein? Wie geht es zu Hause weiter? Und wenn im Heim ständige Wechsel stattfänden – neue Bewohner stossen dazu –, sei dies nicht gut, da so keine Stabilität entstehen könne.

Entscheidend: Die Fachkraft als stabile Begleitung

Falls die Rückführung in die Familie innerhalb von ein bis zwei Jahren nicht gelinge, solle man umstellen auf eine langfristige Planung, rät Professor Wolf: «Das wissen wir zwar alle. Es wird aber leider nicht so umgesetzt. Doch wir dürfen Kinder nicht über Jahre in der Warteschleife lassen!» Denn: «Wo soll das Kind seine Beheimatung haben, wenn nicht einmal wir Erwachsenen es wissen», mahnte Wolf. Er weiss: Kinder und Jugendliche, die eine Fachkraft als Begleitung an ihrer Seite wissen, überstehen Zustände von Unsicherheit viel besser als Kinder und Jugendliche, die allein gelassen werden: «Es hilft, wenn der Begleiter derselbe bleibt.» ●